

Erzbischof Dr. Reinhard Marx:

Ansprache zur Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit 2009¹

„1949 – 2009. Soviel Aufbruch war nie“

1. März 2009, 16.30 Uhr, Saal des Alten Rathauses München

Herr Kardinal,

Königliche Hoheit,

verehrte Frau Knobloch,

Herr Landesbischof,

Herr Staatsminister, Frau Bürgermeisterin,

Herr Professor Pitum, Herr Professor Tagliacarne

und alle Freunde aus der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit und aus der Ökumene,

meine sehr verehrten Damen und Herren!

Sehr herzlich bedanke ich mich für die Einladung, die Woche der Brüderlichkeit mit einer Ansprache zu eröffnen. Es ist mir eine Ehre, zu Ihnen zu sprechen! Auch gerade heute.

I.

Vermutlich sind uns allen – gerade auch in dieser Feierstunde - die aktuellen Irritationen im katholisch-jüdischen Dialog sehr bewusst. In den letzten Wochen haben kirchen- und tagespolitische Auseinandersetzungen unseren direkten und indirekten Dialog geprägt, manchmal war es auch ein Dialog über die Medien. Darüber möchte ich nicht hinwegsehen und -gehen. Die Kommunikationssituation, in der wir uns heute befinden, ist nicht einfach. Sie verlangt viel von jedem von uns und stellt uns erneut vor die Herausforderungen und die Bemühungen, die der Dialog braucht. Ein Dialog braucht immer neue Bemühungen, immer neuen Aufbruch. Deswegen ist der Titel für die diesjährige Woche der Brüderlichkeit auch ein Aufruf, nicht nur ein Rückblick. Vieles wäre zu sagen und auch zu fragen; vieles könnte mit einem falschen Ton ankommen. Eine Aufmerksamkeit, die auch darauf gerichtet ist, sagt er zu viel, sagt er zu wenig. Eine solche Situation könnte dazu führen, sich im Belanglosen zu verheddern, sich ängstlich vor dem Unangenehmen zu verbergen, gar den Dialog zu scheuen,

¹ Es gilt das gesprochene Wort!

um ja nichts falsch zu machen. Also: alle Erwartungen im Blick zu behalten, niemanden zu enttäuschen, eine fast unmögliche Aufgabe. Würden wir damit aber nicht gerade mitschuldig werden an einer Sprachlosigkeit, die wirklich den Dialog gefährdet? Und gerade deswegen bin ich froh, dass ich heute sprechen kann, denn wir müssen miteinander reden. Ein Dialog, der aufhört, wäre eine Katastrophe für das Verhältnis von Christen und Juden, gerade auch für das Verhältnis von katholischer Kirche und Judentum. Das möchte ich jedenfalls mit meinen Mitteln verhindern. Deswegen müssen wir auch den Dialog so pflegen, dass wir offen, ohne Angst miteinander reden, und in einem freundschaftlichen Bewusstsein, dass wir wissen, wir gehören zusammen. In der Offenheit des Dialogs, die anstrengend und mühsam sich auch den berechtigten Fragen des Anderen stellt, begegnen wir einander.

Wer den Dialog immer neu versucht, der muss die Haltung des interessierten, aber letztlich unbeteiligten Zuschauers verlassen. Gleichgültigkeit und Dialog – auch das merken wir in diesen Tagen - geht nicht zusammen. Ein Gespräch kann vielleicht auch banal absolviert werden, aber ein Dialog nimmt immer den Anderen in den Blick, zeigt sich interessiert am Anderen. Sonst ist es kein Dialog und deswegen kann er nie mit Gleichgültigkeit einhergehen. Er geht immer mit dem offenen Herzen einher. Und es kann auch nicht angehen, einfach nur eine von manchen konstatierte Eiszeit im katholisch-jüdischen Dialog auszuhalten oder gar auszusitzen. Auch das wäre nicht meine Haltung. Wir müssen miteinander reden, aufeinander zugehen.

Das Verhältnis von Christen und Juden ist ein Besonderes und wir ringen um Identität, um wahrhaftige Begegnung und um ein tiefer gehendes gegenseitiges Verstehenlernen. Im Dialog muten wir uns gegenseitig auch unsere Unkenntnis zu und gestatten uns gerade darin, Aufbrüche zu erfahren. Wir sind leidenschaftlich und emotional engagiert als Gesprächspartner und erfahren einmal mehr, wie schmal der Grat ist, auf dem wir uns im Dialog mit dem Anderen immer wieder bewegen.

Der Dialog von Juden und Christen ist ein aktiver Dialog: reden – lernen – erinnern. Mit diesen Verben charakterisiert die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in München ihr Selbstverständnis und ihre Aufgabe. Reden – lernen – erinnern. Aus dieser Trias sollten wir nicht aussteigen. Reden – lernen - erinnern: das hört nie auf. Wir sollten gerade dann reden, wenn uns – auch vor Ärger und Empörung – die Stimme versagt. Wir sollten gerade dann lernen, wenn wir einander nicht sofort verstehen oder uns unverstanden fühlen. Wir sollten gerade dann erinnern, wenn die Schatten der Nacht drohen, unseren Tag zu

verdunkeln. Wir sollten als Christen und Juden immer wieder betonen: Wir werden uns nie wieder trennen lassen, von niemandem, auch nicht durch unser eigenes Versagen. Das muss durch alle Irritationen hindurch das Fundament sein, auf dem wir stehen. Dafür kämpfe ich, gemeinsam mit allen, die hier im Saal sind und vielen, vielen anderen. Das ist das Fundament unseres Dialoges und unseres Miteinanders.

Aufbruch braucht die Erinnerung an das, was wir im Gepäck haben. Aufbruch braucht das aufmerksame Erleben auch unserer unerlösten Gegenwart, unserer Schuld, unserer Gebrochenheit und den wachen Blick auf die Sehnsucht des Nächsten, des Anderen, damit wir keinerlei Versuchung erliegen, nur uns selber zu sehen, unsere eigenen Vorstellungen und Erwartungen und Gefahr laufen, fast dem Totalitären zu erliegen. Diesen Versuchungen, die es auch in den Kirchen gibt, auch bei Christen, auch bei vielen Menschen unserer Zeit, müssen wir immer wieder vehement, leidenschaftlich entgegen treten und gemeinsam entgegen treten. Aufbruch braucht den Blick in die Zukunft, damit wir auf dem Weg nicht atemlos werden und Orientierung behalten. Er braucht den langen Atem, er muss immer wieder genährt werden von dem Fundament, auf dem wir stehen. Wir dürfen uns nicht von denen, die ein großes Interesse daran haben, auseinander treiben lassen.

II.

Juden und Christen haben eine gemeinsame Geschichte, die von Feindschaft und Abgrenzung geprägt war. Die Christen haben eine lange, schlechte Tradition des Antijudaismus, der Abgrenzung. Und zugleich haben Juden und Christen die gemeinsame Berufung, Volk Gottes zu sein. Gerade diese Berufung führt uns in einer besonderen Weise zusammen und gleichzeitig immer wieder zu Diskussionen. Juden und Christen haben – wenn man in langen Zeiträumen denkt - gerade erst begonnen, erste Schritte aufeinander zuzugehen, sich respektvoll zu begegnen, den Anderen anzuerkennen. Auf welche Erfahrungen blicken wir katholischerseits in den Dialogbemühungen der letzten Jahrzehnte zurück?

„Die jüdische Religion ist für uns nicht etwas ‚Äußerliches‘, sondern gehört in gewisser Weise zum ‚Inneren‘ unserer Religion. Zu ihr haben wir somit Beziehungen wie zu keiner anderen Religion. Ihr seid unsere bevorzugten Brüder und, so könnte man gewissermaßen sagen, unsere älteren Brüder.“ Diese Passage aus der Ansprache Johannes Paul II. beim Besuch der Großen Synagoge in Rom im Jahr 1986 ist uns, die wir hier versammelt sind, sehr präsent. Diese herausragende Ansprache steht in einer Reihe von Verlautbarungen der

katholischen Kirche, die seit der Erklärung *Nostra aetate* die Ernsthaftigkeit des Aufbruchs der katholischen Christen hin zu ihren „älteren Brüdern“ betont und dabei auch die eigene Verantwortung erkennt. Schon in der berühmten Mainzer Rede vor dem Zentralrat und der Rabbinerkonferenz 1980 bekannte Johannes Paul II. den nie gekündigten Bund - eine Formulierung übrigens im Anklang an Martin Buber -, die Begegnung mit dem Judentum in der Begegnung mit Jesus von Nazareth. Wir begegnen dem Judentum als Christen, indem wir Jesus begegnen. Und so rief Johannes Paul II. 1980 zum respektvollen Dialog auf.

Vielleicht kann ich das mit einer Erfahrung verdeutlichen: In der Alten Pinakothek zeigte mir Professor Baumstark vor einigen Tagen das berühmte Jesus-Bild von Rembrandt. Und Professor Baumstark erklärte mir: Rembrandt, der in einer Gegend lebte, wo auch viele Juden lebten, hat bewusst einen jungen Juden als Modell für Jesus gesucht, um Jesus möglichst nahe zu kommen. Das ist ein wunderbarer Gedanke und eine Erzählung, die mich besonders beeindruckt hat. Und die etwas von dem verdeutlicht, was Martin Buber meint, wenn er sagt, wir begegnen in Jesus dem Judentum.

Gut zwanzig Jahre nach der Verabschiedung der Erklärung *Nostra aetate* des Zweiten Vatikanischen Konzils beruft Papst Johannes Paul II. sich beim Besuch der Großen Synagoge in Rom ganz ausdrücklich auf die Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils, die durchaus ein Aufbruch waren. Den Mut zum Aufbruch, den Mut zum Gespräch haben anfanghaft die Juden gehabt - trotz der zerstörenden und leidvollsten Erfahrungen der Shoah. Juden waren bereit, auf uns zuzugehen, und das ist das Außergewöhnliche, für das wir im Rückblick nicht dankbar genug sein können auf christlicher Seite. Juden waren bereit, eine Verständigung mit Christen zu suchen, den Dialog zu wagen.

Nostra aetate besiegelte den Wandel im Verhältnis von Christen und Juden katholischerseits sozusagen amtlich. Mit diesem Siegel wurde jedoch kein Ende bekundet, sondern das Entdecken der engen Zusammengehörigkeit von Christentum und Judentum. Und es wurde deutlich: *Nostra aetate* ist kein Abschluss, sondern ein Aufbruch. Es ist nicht das Ende eines Weges, sondern Ausgangspunkt eines weiteren Weges. *Nostra aetate* will ein Auftrag sein: Christen und Juden gehen in Zukunft immer Schulter an Schulter, bis zum Jüngsten Tag, bis der Herr wiederkommt. Nie wieder sollen sich Christen gegen Juden stellen! Nie wieder Antijudaismus, nie wieder Antisemitismus, auch nicht in Ansätzen oder Andeutungen, auch nicht in unseren Gemeinschaften. Ich bin sehr dankbar, dass ich vor kurzem zum ersten Mal am Bayerischen Bündnis für Toleranz teilnehmen konnte, bei dem sich der Landesbischof

auch besonders engagiert. Miteinander engagieren sich die christlichen Kirchen, die jüdische Kultusgemeinde, der Freistaat und weitere Bündnispartner insbesondere dafür, dass sich bei den jüngeren Generationen nicht einmal anfanghaft Antijudaismus, Antisemitismus, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit ausbreiten kann. Ich verspreche hier auch als Erzbischof von München und Freising: wir werden unseren Beitrag dazu leisten. Und ich bitte Sie alle um Ihre Mithilfe. Es ist nicht ein für allemal vorbei, sondern wir müssen miteinander dafür eintreten, dass sich auch bei den jüngeren Generationen keine antisemitischen und rassistischen Ansätze einschleichen und festsetzen können.

Die enge Beziehung von Christen und Juden betonte Johannes Paul II. immer wieder während seines Pontifikats und verurteilte den Holocaust bzw. die Shoah und jegliche Form von Judenfeindlichkeit. Sehr klar sprach Johannes Paul II. davon in seiner Ansprache an die Verantwortlichen des Britischen Rats für Juden und Christen im November 1990. Diese Ansprache markierte einen deutlichen Schritt zur Überwindung einer ernsthaften Krise im katholisch-jüdischen Verhältnis, die seinerzeit durch die Kontroverse um den Karmel in Auschwitz ausgelöst worden war. Deutlich betonte der damalige Papst, dass Antisemitismus und jegliche andere Form des Rassismus ausdrücklich eine „Sünde gegen Gott und die Menschheit“ sind, die als solche von allen abzulehnen und zu verurteilen sei. Mit seinen Ansprachen zum Verhältnis von Christen und Juden hat Johannes Paul II. die Rezeption von *Nostra aetate* nachdrücklich und entschieden vorangebracht.

Papst Benedikt XVI. ist sich dieser Leistung, sowie der Anerkennung von Verantwortung und der Bereitschaft zum Dialog sehr bewusst und stellt sich selbst in die Tradition seines Vorgängers. Bei seinem Besuch in Auschwitz am 28. Mai 2006 machte er in seiner Ansprache deutlich, dass keine christliche Rede von Gott denkbar ist, die die Shoah leugnet: „Der Ort, an dem wir stehen, ist ein Ort des Gedächtnisses, ist der Ort der Shoah. Das Vergangene ist nie bloß vergangen. Es geht uns an und zeigt uns, welche Wege wir nicht gehen dürfen und welche wir suchen müssen.“ Auschwitz – und da spreche ich jetzt für mich persönlich, auch als Nachgeborener –, Auschwitz, gleichsam als Synonym für die Shoah, ist für mich der größte Zivilisationsbruch, und das in einer doch weitgehend christlich geprägten Umwelt. Ich muss ehrlich zugeben, dass mir dieser Gedanke, je größer der zeitliche Abstand zu Auschwitz ist, umso drängender und bedrückender ist. Der Gedanke, dass dies mitten in einem christlich geprägten Europa geschehen ist, der größte Zivilisationsbruch, der niemals relativiert werden kann und der auch unvergleichbar ist mit allen anderen schrecklichen

Ereignissen der Menschheitsgeschichte. Es ist ein unüberbietbarer Zivilisationsbruch mitten in der christlichen Welt. Es ist und bleibt für mich erschütternd. Solange wir das anschauen und auch die Erschütterung noch spüren, merken wir auch, welchen Auftrag wir im christlich-jüdischen Gespräch haben. Für mich bleibt unfassbar, dass die Shoah inmitten eines christlichen Europa möglich war. Ich habe das schon früher so empfunden, dass es bestimmte Ereignisse gibt, die tatsächlich schwächer werden, je weiter die Zeitschiene voranschreitet. Aber bestimmte Ereignisse bekommen eher an Bedeutung. Bei der Erinnerung an die Shoah, an das, was in Deutschland und in Europa geschehen ist im deutschen Namen, wird das Erschrecken von der zeitlichen Entfernung her nicht geringer, sondern größer. So geht es mir jedenfalls, und ich glaube, da bin ich nicht ganz alleine.

In seiner Ansprache bei seinem Besuch in der Synagoge zu Köln im Jahr zuvor (am 19. August 2005) erinnerte Benedikt XVI. an *Nostra aetate*, das „neue Perspektiven in den jüdisch-christlichen Beziehungen eröffnet“ habe und dass diese Erklärung „an unsere gemeinsamen Wurzeln und an das äußerst reiche geistliche Erbe, das Juden und Christen miteinander teilen“ erinnert habe. Als Elemente des gemeinsamen Erbes nennt der Papst in dieser Tradition stehend, die Berufung auf die Erzväter Abraham, Isaak und Jakob, die Lehren Moses und der Propheten und die aus den Psalmen gespeiste Frömmigkeit in beiden Religionen. Die Verwurzelung Jesu im Judentum, ebenso wie die seiner Mutter Maria und vieler Apostel, bis hin zu dem christlichen Gebet, dem Vater Unser, das die Christen mit jüdischer Gebetstradition verbindet, sind Stützpfeiler der besonderen Beziehungen von Christen und Juden.

Gerade in den Auseinandersetzungen der letzten Wochen um die Piusbruderschaft, die nicht klein geredet werden dürfen, indem man innerhalb und außerhalb der katholischen Kirche vorschnell nach monokausalen und zu simplen Erklärungen, Entschuldigungen oder Schuldzuweisungen sucht, hat Benedikt XVI. noch einmal verdeutlicht, dass er selbst und die katholische Kirche jegliche Form des Rassismus, insbesondere des Antijudaismus und Antisemitismus aufs schärfste verurteilen. Über diese Fragen um die Piusbruderschaft werden wir auch in der kommenden Woche bei der Vollversammlung der deutschen Bischöfe sprechen. Ich sehe dazu keine Spaltung in der Deutschen Bischofskonferenz, sondern ich bin sicher, dass wir uns in großer Einmütigkeit zu diesen Themen austauschen werden. Ebenso zu den Bedingungen, die notwendig sind, wenn jemand wieder voll in die Kirche aufgenommen werden will. Dazu gehört das, was der Papst und auch das Staatssekretariat deutlich gesagt

haben. Das, was ich im Moment an Antwort von der Piusbruderschaft höre, ist schmäählich und lässt nicht erkennen, dass es eine volle Gemeinschaft geben kann. Menschen, die vor allem im Blick auf die Frage des Verhältnisses zum Judentum so argumentieren, kommen für uns als Dialogpartner, als Gesprächspartner, erst recht als Amtsträger in der Kirche, nicht in Frage. Das kann ich hier deutlich sagen.

Rechtsextremismus, Rassismus und Antijudaismus haben keinen Platz in der katholischen Kirche. Das gilt auch für die Leugnung des Holocaust, die eine besonders subtile Form des Antisemitismus ist. In einer Ansprache am 12. Februar 2009 vor einer jüdischen Delegation aus den USA hat der Papst erneut bekräftigt, wie auch schon in seinem Jesus-Buch geschehen, wie stark die besondere Beziehung von Christen und Juden ist. Diese Beziehung und die Ablehnung jedwelchen Antijudaismus und Antisemitismus verbinden sich nicht zuletzt in dem Gedanken, dass Erinnerung im Geist der Versöhnung *memoria futuri* ist, eine Erinnerung, die die Zukunft des Miteinanders im Blick hat. Es ist das, was ich auch mit meinen Worten gesagt habe: Das Fundament unserer Beziehung ist fest. Wenn wir Fehler machen, wollen wir dazu stehen, aber am Fundament unserer Beziehung lassen wir nicht rütteln.

III.

„Das Geheimnis Israels steht ... im Zentrum des christlichen Glaubens.“ Dieser überraschende Satz stammt von Kardinal Jean-Marie Lustiger. Lustiger, 1926 geboren als Sohn polnischer Juden, konvertierte mit 14 Jahren zur katholischen Kirche. Er wurde Priester, später wirkte er als Erzbischof und Kardinal von Paris, er starb 2007. Lustiger hat sich eindringlich mit dem Dialog von Juden und Christen beschäftigt. Nicht nur aufgrund seiner eigenen Lebensbiographie, sondern mehr noch aufgrund einer denkerischen, wertschätzenden und von großer Gottes- und Menschenliebe geleiteten Beschäftigung war Lustiger fest überzeugt, dass es keine Spaltung zwischen Juden und Christen gebe. Gleichwohl sah er, dass es Spannungen gab zwischen den Juden, die Christen wurden und den Juden, die sich nicht zu Christus bekannten in der Geschichte. Das Kernproblem im Gespräch zwischen Juden und Christen ist nicht Jesus von Nazareth, sondern der nachösterliche Christusglaube, die Akzeptanz der Messianität Jesu Christi.

Stehen wir damit an einem unüberwindbaren Hiatus, der den Dialog zwischen Juden und Christen ad absurdum führt? Können wir darüber auch miteinander sprechen? Oder können

wir nur über eine gemeinsame, sich aus dem Glauben ergebende Praxis sprechen, etwa in Ethik, Caritas, politischem Handeln, müssen aber jeweils den Kern unseres Glaubens ausblenden? Um die Antwort gleich vorweg zu geben: Nein. Und ich bin fest davon überzeugt, dass wir es auch nicht tun dürfen, wenn wir unseren Dialog nicht ausschließlich von aktuellen politischen Debatten und von den Gegnern unseres Aufbruchs zueinander bestimmen lassen wollen. Die je eigene Identität von Christen und Juden ermöglicht unser Eintreten gegen Relativismus und Totalitarismus. Gerade im Kern, im Glauben an den Gott des Bundes und damit des Dekalogs, sind wir doch ganz nah beieinander. Auch darauf hat Benedikt XVI. bei seinem Besuch in Auschwitz hingewiesen. Es war für mich ein beeindruckender Gedanke seiner Rede, dass er sagte: Die Nazis wollten ja mit dem Volk Israel, mit den Juden, den Gott auslöschen zu dem sie stehen, den Gott der Gebote. Wir könnten in einem weiten Sinn sagen, sie wollten den Gott der Menschenrechte und der Menschenwürde auslöschen, zum Schweigen bringen. Deswegen meine ich, dass wir uns auch Gedanken machen müssen im christlich-jüdischen Dialog über unseren gemeinsamen Auftrag, der aus unserer Grundüberzeugung kommt. Das christlich-jüdische Gespräch ist nicht nur in die Vergangenheit orientiert, sondern auch ein Auftrag, dass wir gemeinsam Zeugnis ablegen. Das können wir, auch wenn wir unsere Unterschiede sehen. Wir können gemeinsam Zeugnis ablegen für den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, den Gott, den Jesus seinen Vater nannte, den Gott des Dekalogs, den Gott des Bundes, den Gott, der auf der Seite der Menschen steht. Das ist unser Auftrag als Christen und als Juden, und das ist ein Auftrag, der vielleicht in der Zukunft brisanter wird, als wir im Augenblick ahnen. Auch das gehört zum christlich-jüdischen Dialog.

Das Leitmotiv von Kardinal Lustiger – u.a. in seinen Meditationen zum Matthäus-Evangelium, die er in „La Promesse“ („Das Versprechen“) veröffentlicht hat -, ist: Jesus von Nazareth war Jude und man kann seine Bedeutung nur ermessen, wenn man ihn als Juden denkt. Jesus hat die Berufung Israels, die Erwählung Israels zum ungekündigten Bund mit Gott, verwirklicht. Jesus hat die Berufung Israels nicht aufgehoben oder gar ersetzt. Er hat, ebenso wie das Volk Israel, ungebrochen die Treue zu Gott gehalten und eben in dieser Treue die Tora erfüllt, so Lustiger. Lustiger leugnet nicht, dass die Person Jesu von Nazareth von Juden und Christen unterschiedlich bewertet wird. Das Evangelium tritt aber nicht an die Stelle der Tora, die Kirche tritt nicht an die Stelle Israels. Der Tora oder Israel wird nicht die Verheißung entzogen durch Jesus Christus. Das Neue an Jesus ist nicht das Was der Verheißung, das Was des Bundes, sondern das Wie der Verwirklichung. Das Verbindende ist

für Lustiger das Geheimnis Gottes, dem sich der glaubende Mensch annähern muss und das ist für Christen und Juden der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Gott, den Jesus seinen Vater nannte. Diese Gedanken von Lustiger scheinen mir sehr inspirierend für das christlich-jüdische Gespräch.

Schon Martin Buber hat eindrücklich darauf hingewiesen, dass Inkarnation und Erlösung die zentralen Punkte in der Differenz von Judentum und Christentum sind und dennoch trat er nicht für die Unversöhnlichkeit ein, sondern suchte nach dem Gemeinsamen. Am Ende seiner berühmten Stuttgarter Rede vor christlichen Zuhörern im Jahr 1930, in der Martin Buber der Frage nach dem unterscheidend Jüdischen nachging, sagte er: „Sobald es uns, Christen und Juden, wirklich um Gott selber und nicht bloß um unsere Gottesbilder zu tun ist, sind wir, Juden und Christen, in der Ahnung verbunden, dass das Haus unseres Vaters anders beschaffen ist, als unsre menschlichen Grundrisse meinen.“

Ich vertrete keinen Pluralismus, gerade auch nicht hinsichtlich der Religion, der einfach auf Beliebigkeit und Indifferenz hinauslaufen würde. Das wäre ein Pluralismus, der letztlich keine Identität mehr zulässt und alle Wahrheitsansprüche relativiert. Ich spreche auch nicht für eine harmlose Suche nach einem kleinsten gemeinsamen Nenner, weder in der Ökumene noch im christlich-jüdischen Gespräch, die uns zwar erlaubt, freundliche, wohlklingende Worte auszutauschen, aber wirkliche Nähe eher verhindert. Den Herausforderungen unserer Zeit können wir nicht durch einen Appell zur einseitigen Profilierung auf Kosten des Anderen begegnen, hinter dem sich oft restaurative Tendenzen verbergen. Es geht auch nicht um Nivellierung von Unterschieden. Die große Aufgabe – auch im Gespräch zwischen den Religionen – besteht darin, der Komplexität und dem authentisch wahrgenommenen Anspruch des Dialogpartners gerecht zu werden. Oder, um es mit Dr. Deborah Weissman, Präsidentin des Internationalen Rats der Christen und Juden, zu sagen: unsere Gesellschaft braucht keine „Reproduktion von Uniformität, sondern die Organisation von Diversität“.

Eine wahrhaftige Dialogkultur, lässt den Anderen anders sein. Das zeichnet gerade den Dialog aus. Es ist eine Kultur des Dialogs, die nicht leichtfertig vorgibt, den Anderen zu verstehen und ihm gerade dadurch sein Anders-Sein nimmt. Eine Kultur des Dialogs ist getragen von der Treue zum eigenen Glauben, von der Treue zur eigenen Berufung. Und gerade, indem ich mein Gegenüber anders sein lassen kann, kann ich mich auf den Anderen zu bewegen. Fern aller ängstlichen Abschottungsversuche und ebenso fern aller heimlichen

Überheblichkeitsgefühle. Das ist die Leistung und die Erfahrung, die jüdische und christliche Gesprächspartner in den Jahrzehnten des gemeinsamen Dialogs gewonnen und erbracht haben. Aber diese Erträge – das zeigen die aktuellen Ereignisse – müssen immer wieder erinnert und damit vergegenwärtigt werden. Durch Irritationen hindurch muss man auf das Fundament schauen und weitergehen. Wir dürfen uns nicht in die Irre führen lassen. Und deshalb ist es so wichtig, dass es die Woche der Brüderlichkeit gibt, dass es die christlich-jüdischen Gesellschaften gibt, dass es Begegnungen gibt, in denen wir erinnern und festhalten, was wir erreicht haben und wohin wir gehen wollen.

IV.

Aufbrechen bedeutet, Gewohntes zu verlassen. Neue Wege zu gehen. Bekannte Sprachformen zu verlassen. Aufbruch ist oftmals eine Krise und bringt Verunsicherungen mit sich. Es ist ein Wagnis, zueinander aufzubrechen, den eigenen sicheren Ort zu verlassen. Und der Dialog ist ein Wagnis, es sei denn, man nimmt ihn nicht ernst. Wenn wir zueinander aufbrechen, dann riskieren wir Nähe. Nähe, die verletzbar macht und Nähe, die schöpferische Kräfte entfalten kann. Unser Impuls zur Verständigung kommt nicht aus uns allein. Was uns antreibt, Juden und Christen, ist die Hoffnung auf Erlösung, auf das befreiende Handeln Gottes selbst, dessen Geist uns zueinander führt und das christlich-jüdische Gespräch inspiriert.

Lassen Sie mich mit einem Gedicht von Nelly Sachs abschließen, das auch das Aufbrechen im Blick hat. Sie schreibt:

*Alles beginnt mit der Sehnsucht,
immer ist im Herzen Raum für mehr,
für Schöneres, für Größeres.
Das ist des Menschen Größe und Not:
Sehnsucht nach Stille,
nach Freundschaft und Liebe.
Und wo Sehnsucht sich erfüllt,
dort bricht sie noch stärker auf.
Fing nicht auch deine Menschwerdung, Gott,
mit dieser Sehnsucht nach dem Menschen an?
So lass nun unsere Sehnsucht damit anfangen,*

*Dich zu suchen,
und lass sie damit enden,
Dich gefunden zu haben.*

Wenn wir dem Anderen im christlich-jüdischen Dialog diese Sehnsucht wirklich und ernsthaft abnehmen, diese gemeinsame Sehnsucht nach dem lebendigen Gott, die uns dann auf Wegen, die nur Er allein kennt, zueinander führt, dann ist das eine Grundlage, auf der wir in guter Weise miteinander weiter arbeiten können. Und ein Aufbruch ist dann immer neu möglich. Auch in schwierigeren Zeiten wissen wir, dass wir zusammen gehören. Diese Sehnsucht lassen wir uns nämlich auch nicht nehmen. Wir haben sie im Gepäck für den gemeinsamen Aufbruch.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.